

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durch die Post bezogen (Wochensatz Nr. 4841) vierteljährlich 1,80 Mk., für 2 Monate 1,20 Mk., für 1 Monat 60 Pfg. exkl. Bestellgeb.

Chefredaktion:
Dr. Bruno Schoenlant.

Inserate werden die 5 gespaltene Zeilen oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. Vereinsanzeigen 15 Pfg. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition aufgegeben sein. — Aufgebundene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonntage und Feiertage. — Verlag und Expedition: Mittelstraße 6. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonntags und Feiertags geschlossen. Redaktion: Mittelstraße 6, part. Sprechstunde: 6—7 Uhr, Sonntags und Feiertags geschlossen. — Telephon: Amt I. Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

Streiflichter aus dem schweizerischen Schulwesen.

II.*

* Leipzig, 17. Juni.

Man schreibt der Leipziger Volkszeitung aus der Schweiz: Aus den Zahlen der schweizerischen Schulstatistik und ihrer offiziellen, halb-offiziellen und privaten Zwillingsschreiber und Bettern grinst das Schreckensgespenst sozialen Elends mit hohlen Augen und blassen Wangen heraus. Selbst den Schönrednern wird's unheimlich bang unter diesem scharfen Blick. Er brennt ihnen so lange auf der Seele, bis sie in der Eltern Reichthum und Vergnügungssucht den Sündenbock gefunden, den sie frohgemut statt des Klassenstaates zum Opfer bringen. Schwerer Mydriasis ist ihnen damit vom Herzen gefallen; denn das Sündenregister ihres Schlachtopfers ist gar gewichtig und umfangreich. Schulmeister, Pfaffen und Behörden haben dazu den Text geliefert, die Sozialisten den Reim gedichtet und die Noten gespendet.

Auf der Schulmeister Conto fällt vor allem die im letzten Jahre durchgeführte Zählung der schwach-sinnigen Kinder im schulpflichtigen Alter. Wohl haben sie's ja gar nicht so böse gemeint. Sie wollten vor allem der besseren Schulung der geistig schwach entwickelten, aber doch nicht ganz bildungsfähigen Kinder durch Errichtung von Specialklassen und Anstalten die Wege ebnen. Ziel bei dieser Untersuchung böser Schlag Schatten auf unsere sozialen Verhältnisse, so ist die große Mehrzahl der Lehrer kaum schuld daran. Auch die Anlage der vom eidgenössischen Departement des Innern angeordneten Erhebung trifft hieran geringe Schuld. Mit Ausnahme des Berufes der Eltern und der Legitimität der Geburt der schwach-sinnigen Kinder sind die sozialen Gesichtspunkte vollständig hinter den pädagogischen Interessen zurückgetreten. Diese sind denn auch zuerst bearbeitet worden, während jene noch der Durchdringung und Veröffentlichung harren.

Von den im primarschulpflichtigen Alter stehenden 463 548 Kindern der Schweiz mußten 7667 oder 1,65 Proz. als schwach-sinnig bezeichnet werden, während 4243 idiotisch, blind, taubstumm oder mit körperlichen Gebrechen behaftet waren und 1235 zu den Verwahrlosten gezählt wurden. Wer kann sich der Blutwelle der Schamröthe erwehren, wenn er vernimmt, daß von den 6563 schwach-sinnigen, aber einer geistigen Entwicklung fähigen Kindern bloß 15 Prozent in

einer Specialklasse unterrichtet werden oder in einer Specialanstalt versorgt sind? Die Zahl der besonderer Fürsorge bedürftigen Kinder beläuft sich somit in die Tausende, während die Klassen für Schwachbegabte und die Erziehungsanstalten für Schwachsinntige nur für Hunderte diese Fürsorge treffen. Wie viele dieser Kinder gehen infolge mangelnder Pflege und mangelnder Erziehung einem hilflosen, elenden Dasein entgegen? Wie viele werden in der Schule zu Prügeljungen und senzen fast vom ersten Moment des erwachenden Bewußtseins an unter des Daseins Härte und des Lebens Plage! Doch darum kümmert sich unser ehrames Bürgerthum wenig. In etlichen größeren Orten werden Specialklassen für derartige Kinder neu errichtet werden. Vielleicht rafft man sich auch zur Gründung einer oder mehrerer Anstalten mit dieser Zweckbestimmung auf und glaubt seine Pflicht und Schuldigkeit gethan zu haben, wenn man derartige Stiftungen nicht ganz aus dem Steuersäckel erstehen und bestehen läßt.

Von den Ursachen dieser Erscheinung will man nichts wissen. Es geht dies um so leichter, als auf diesen Gebiete, wie auch auf manchem anderen, stets neue Fragen angeschritten werden und auch hier die rastlose Geschäftigkeit zum Desinteresse der Oberflächlichkeit und Gewissenlosigkeit dienen muß. Ganz nach Wunsch bietet sich da der alte Ladehüter der Fürsorge für Nahrung und Kleidung armer Schulkinder als Nothhelfer an. Zudem hat die noch immer nicht gelöste Frage der Subvention der Volksschule durch den Bund diese Frage wieder aufgerollt. Denn Mutter Helvetia möchte gern ihr altes Versprechen an diesem Punkte einlösen. Allein ihre Söhne sind selbst bei der Annahme von Geschenken argwöhnisch, und Helvetia würde ihren Goldregen nicht los, wenn sie nicht ein ganz ungefährlisches Wächlein zur Volksschule zu graben versteht. Vielleicht nehmen die Kantone das Geld am liebsten unter der Marke für Nahrung und Kleidung armer Schulkinder in Empfang. Auf diese Weise können sie das Geld am ehesten verwenden wie sie wollen, und brauchen den Bund nicht allzu sehr in ihre Lotterwirtschaft hinein gucken zu lassen.

Die Nothwendigkeit dieser Fürsorge beleuchtet eine zu diesem Zwecke durchgeführte Erhebung, deren Ergebnis leider von der bürgerlichen Presse kaum eines Wortes gewürdigt wurde. Allerdings begreifen wir ihr Schweigen. Denn dieses Aktenstück bildet eine schreiende Anklage unserer sozialen Verhältnisse und eine herdede Widerlegung des üblichen Lobgesangs aufs Schweizerland. Die Anklage wiegt um so schwerer, als sie von

einer Seite herrührt, die man im allgemeinen von „sozialistischen Velleitäten“ völlig frei weiß. Doch lassen wir die Lehrer und Geistlichen selber reden und hören wir ihre Schilderung über die Ernährungsverhältnisse eines bedeutenden Teils der Schüler: „Die Nahrungsmittel, die nicht ausreichen und von schlechter Beschaffenheit sind, werden schlecht gekocht, zu heiß oder zu kalt gegessen. Die Mutter kommt aus der Werkstatt, aus der Fabrik nach Hause, um in Eile die magere Kost zu bereiten, die nun ebenso eilig genossen wird. Die Portion ist klein, fast homöopathisch, man könnte zwei- bis dreimal so viel essen, denn der Körper fordert's; der Magen ist nicht befriedigt, der Hunger nicht gestillt, aber es ist unmöglich, mehr zu geben, da nicht mehr vorhanden ist. Selbst von Natur gut beanlagte Schüler kommen hierdurch und infolge mangelhafter Bekleidung so herunter, daß ein schlaffes und zugleich flatterhaftes Wesen überhand nimmt, und die Schüler nach und nach ganz abgestumpft werden, und die von der Schule geforderte Arbeit einfach nicht mehr leisten können.“

Allein damit ist das Elend einer großen Zahl von Kindern noch nicht erschöpft. Ebenso schädlich als schlechte Ernährung wirkt bei vielen dieser Kinder die körperliche Ueberanstrengung. Die erwerbsmäßige Nebenbeschäftigung eines Teils unserer Schuljugend ist ein rabenschwarzes Blatt der Schweizergeschichte. Durch das Fabrikgesetz hatte man dem Kinde Schonzeit bis zum 14. Altersjahre verschaffen wollen. In die Schulgesetzgebung mancher Kantone hat sie noch um ein Jahr verlängert. Doch alles vergeblich! Die harte Nothwendigkeit zwingt die Eltern, ihre Kinder frühzeitig ins Joch des Erwerbs zu spannen. Die Zwickmühle der Hausindustrie nimmt die Kinder unter ihre Räder, raubt ihnen die Zeit zur Erholung im Freien, stiehlt ihnen die Zeit zum Lernen der Hausaufgaben und läßt sie ermattet und mit Furcht, weil sie sich nicht vorbereiten konnten, zur Schule wandern. Oder das Kind geht am Morgen bis zum Schulbeginn und abends nach der Schule zur Fabrik, um für seine Eltern ein paar Napfen zu erwerben.

In den Kantonen, wo die Schulpflicht nicht so weit hinaufreicht, ist offene und geheime Uebertretung der linder-schützenden Bestimmungen des Fabrikgesetzes an der Tagesordnung. Im Kanton Tessin praktiziert man dies öffentlich. Dort stehen über 1000 Kinder unter 14 Jahren in 4 großen Seidenspinnereien im Frondienst, dort bestürmen Kantonsregierung und Eltern den Bundesrat, er möchte doch die Sache im alten Schlandrian fortgehen lassen. Selbst aus rein landwirtschaftlichen Gegenden erklingt die Klage

Seuilleton.

Nachdruck verboten.

Rheinlandstöchter.

Roman von G. Viebig.

Bera Berg kam nicht.

Alle gingen zur Ruh', nur Nelda saß allein im Berliner Zimmer, ein Tuch fröstelnd um die Schultern gezogen. Nun gab sie die Hoffnung auf. Mit einem scheuen Blick auf den Regulator — es war fast zwei Uhr — nahm sie die Lampe vom Tisch und schritt den langen Gang hinunter zur Schlafkammer.

Ihre Schritte in den weichen Hausschuhen waren unhörbar, an der Wand glitt ihr langer Schatten mit; sie guckte schon zur Seite — ging jemand nebenher?

Jetzt kam sie an Fräulein Bergs Stubenthür vorüber, ihr war, als bliese ihr plöblich ein kalter Hauch ins Gesicht, ein Grauen überlief sie. Jägernd legte sie die Hand auf die Klinke, sie trat ein.

Da war das kleine Zimmer, das Bett, der Stuhl davor, der Kleiderschrank; alles ordentlich, die Bettdecke grade gezogen — Nelda leuchtete umher — wo war Fräulein Berg? Nun, hier doch nicht — lächerlich! Ihr Blick fiel auf den kleinen Spiegel, das eigene, erschrockene Gesicht mit den großen Augen sah sie an, daneben ein Zettel zwischen Glas und Rahmen geklemmt.

Es war ein abgerissener Papiersegen mit kleinen, zierlichen Schriftzügen, hastig riß ihn Nelda herunter:

„Liebes Fräulein Dallmer, adieu! Ich danke Ihnen

für alle Freundlichkeit, ich wünschte, es ginge Ihnen sehr gut. Sie haben Mut — ich nicht. Seien Sie so gut, schicken Sie meine Kleider an meine Mutter — Frau verwittw. Kreissekretär Berg, Breschen, Provinz Posen.“ In der Tasche von meinem schwarzen Sonntagskleid steckt ein Portemonnaie mit 30 Mark, das ist die Pension für den nächsten halben Monat, damit Ihre Mutter keinen Schaden hat; auch das Porto für die Kleider steckt dabei. Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen Ungelegenheiten mache, ich —“ Nelda las mit flimmernden Augen — „ich kann nicht mehr. Bera Berg.“

Mit einem dumpfen Schrei sank Nelda auf den nächsten Stuhl, dann sprang sie empor und stürzte auf den Gang; sie riß die Thür zum Schlafzimmer auf.

Eben war die Mutter erwacht. „Was, was ist los? Fehlt Schmolke was? Hast Du geschrien, hast Du die Lampe hingeworfen?“

„Mama, Fräulein Berg — Fräulein Berg —“

„Was ist denn? Mein Gott, die Wirtschaft!“ Frau

Mätin war schlaftrunken und ägerlich. „Ist sie da?“

„Sie — sie kommt nie mehr wieder!“

Bitternd lehnte sich Nelda an die Wand, die Zähne schlugen ihr aufeinander.

Frühlingsfluten haben das Wasser des Kanals geschwellt, am Schiffbauerdamm steht es hoch, schwarz und glatt, und der Laternenschein wirft am Abend tanzende Kringle drüber.

Da hatten sie sie herausgezogen; das blaue, zermittelte Frühlingskleid grau und getrübt von schlammigen Flecken; der modische Hut nicht mehr auf dem Kopf, nur das schwarze

Haar in wüsten Strähnen um das traurig entstellte Gesicht. Wo war der Hut? Er schwamm, Gott weiß wo, in die Spree hinein; mit dem nickenden Moosblumenbüchel spielen die Wellen, und die Fische mit den dummen, stummen Mäulern zupsen daran. Es war solch ein hübscher Hut gewesen!

Fräulein Berg hatte ihn sehr in Ehren gehalten und das mattblaue Frühlingskleid auch; sie hatte immer den Rock hoch gehoben, damit ja kein Schmutzrand ihn umfäme. Nun lag sie drin auf der Straße, am Rand des Kanals, umdrängt von Menschen, begafft, bestaunt, betupft — Knaben prügeln sich und erklettern den Laternenpfahl, nur um einen Blick auf sie zu erhaschen, Weiber zetern, Männer machen ihre Glossen, Polizisten packen sie beim Kopf und bei den Füßen und schleifen sie ab. Das blaue Frühlingskleid schleppt naß und schwer durch den Schmutz.

Das war das Ende. — — — — —

Nelda lag fiebernd in ihrem Bett. Sie war krank, zum erstenmal seit langen Jahren. Nachts schrie sie, von entsetzlichen Träumen gepeinigt, gellend auf; Frau Mätin fuhr immer zusammen bis ins innerste Herz.

„Gott, Gott,“ klagte sie, „das hat man nun noch von der Berg, dem greulichen Frauenzimmer! Die Nelda ist so angegriffen, eine Nervenerstarrung, sagt der Doktor, und eine tüchtige Erkältung dazu. Vielleicht hat sie sich auch den Magen verdorben, ich hab' ja auch seit der Alteration immer Magenbrücken. Kein Wunder! Nein, nein, ich gebe die Pension auf, einmal und nicht wieder — so ein Gesindel!“

„Die Arme,“ sagte Nelda matt und preßte die heißen Lider über die Augen. Nur das Bild nicht sehen, das immer und immer wieder auftauchte!

Kalt und starr und langgestreckt, so hatte sie im Leichen-schauhaus gelegen, kaum wieder zu erkennen.